

Heiter ist das Leben

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **80 (1954)**

Heft 42

PDF erstellt am: **09.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Heiter ist das Leben

Otto Zinniker

Begegnung mit Autoren

Eine Reihe von Jahren leitete ich die Literarische Gesellschaft unserer mächtig aufstrebenden Stadt am Jurafuß. Es lag mir ob, die zu Vorlesungen eingeladenen Schriftsteller zu empfangen, einzuführen und in den Anfängen, als die Vereinskasse noch mit Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, im Haus an der Halde zu betreuen. Wir sammelten dabei allerlei Erfahrungen. Unsere Tochter, ein naseweises kleines Wesen, ließ nach dem Besuch eines hohen Gastes die bündige Bemerkung fallen: «Ich werde einmal ganz bestimmt keinen Dichter heiraten.» Und in einem Schulaufsatz über ein freigestelltes Thema schwang sie sich zu der kühnen Behauptung auf: «Selten ist ein Künstler im alltäglichen Leben wie seine Werke. Nehmen wir z. B. einen Schriftsteller: Er beschreibt eine Landschaft, er empfindet alles Schöne, Gute und Wahre, daneben aber benimmt er sich wie alle andern.»

★

Während des Zweiten Weltkrieges sahen wir den thurgauischen Bauerndichter Alfred Huggenberger bei uns. Ich holte ihn am Bahnhof ab und brachte ihn nach Hause, wo er sich sofort ungezwungen und wie ein Mann von Welt benahm. Meine Frau goß Tee ein und trug Gebäck auf, doch Huggenberger ließ die Tasse unberührt stehen. Auf die vorsichtige Frage, ob das Getränk zu stark geraten sei, schüttelte er lachend den Kopf und sagte, Tee trinke er nur krankheits halber, im Fieber, sonst nie und nimmer. Sogar in England, wo er sich einst einige Tage aufgehalten, habe er sich dieses Gebraus enthalten können. Das sei so eine seiner Marotten. Ob ihm ein Glas Oktobertee lieber wäre, erkundigte ich mich. «O ja», antwortete er. Ich holte eine Flasche Seewein im Keller, womit die gute Stimmung gerettet war.

Am Abend trug er vor dicht besetztem Saal seine Erzählung «Die Brüder» vor, Wort für Wort und Satz für Satz frei aus dem Gedächtnis, mit einer Ruhe und Sicherheit, dergleichen wir später nur noch bei Josef Reinhart erlebten. Er hatte das aufgeschlagene Buch, den Rücken nach oben, vor sich auf dem Pultdeckel liegen. Aber er zog es nur ein ein-

ziges Mal zu Rate, gegen das Ende hin, als er ohne Vorlage mit dem besten Willen nicht mehr vom Flecke rückte. Doch im Augenblick, als er das Buch aufhob und nachblätterte, kam auch schon eine witzige Entschuldigung über seine Lippen: «Der Souffleur hat mich im Stich gelassen.»

Als Autor und Vorstand nachher noch für eine Stunde beisammen saßen, raunte mir Alfred Huggenberger ins Ohr: «Ich glaube, der Oktobertee hat meine Ge-



Otto Zinniker

dächtnislücke verschuldet. Bitte, verschweigen Sie es vor Ihrer Frau; die hätte zu große Freude daran.» Ich versprach es und hielt mein Wort – bis heute.

★

Einige Zeit darauf wurde Emil Schibli, der Lyriker und Erzähler, zu uns ans Vortragspult gerufen. Wir kannten einander seit langem und hatten uns an freien Nachmittagen manche Schachpartie geliefert. Und da kam er also, ein zarter Mensch in rauher Schale, und wünschte vor der Vorlesung ein Glas Bier zu trinken. Wir betraten die nächste Gaststube und fanden ein freies Tischchen. Beim zweiten Becher tippte mir ein Herr, Milchhändler seines Zeichens, auf die Schulter und brachte, nachdem er uns vom Nebentische her eine Weile

prüfend betrachtet hatte, die schüchterne Bitte vor: «Wollen Sie mich Ihrem Freunde vorstellen?» Ich tat es, gespannt, was dabei herauschauen sollte. Glücklicherweise herrschte bei Emil Schibli gutes Wetter. Als ich seinen Namen nannte, zeichnete sich auf dem Gesicht des Milchbarons bittere Enttäuschung ab. «Entschuldigen Sie, mein Herr», krümelte er hervor, «ich hielt Sie nämlich für Rudolf Bernhard, den ich schon so oft gehört habe; denn Sie gleichen ihm aufs Haar.»

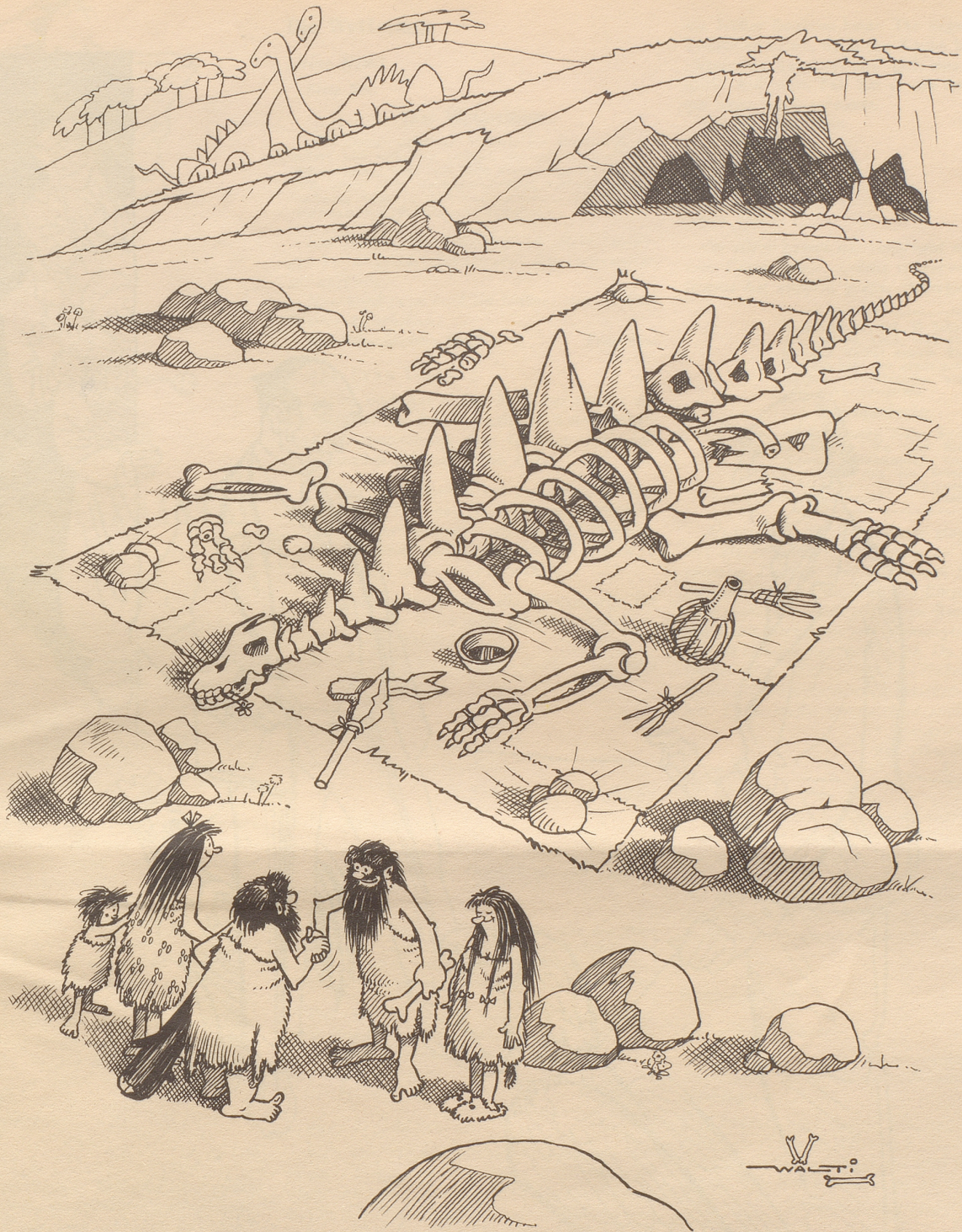
Emil Schibli versetzte schlagfertig: «Freut mich sehr, auch wenn Sie mit unsereinem nichts anzufangen wissen. Haare habe ich zwar keine mehr; Schauspieler und Komiker aber sind wir alle, Sie vermutlich nicht ausgenommen.»

Wir bezahlten und gingen.

★

Einmal las ich selber in einem bernischen Städtchen aus meinen Prosastücken vor, zusammen mit einem bekannteren Autor, dem die Aufgabe zufiel, Vortragsdienste zu leisten und mich ins Schlepptau zu nehmen. Vor Abfahrt des Zuges traf ich am Bahnhof einen Mitbürger, der gelegentlich unsere eigenen literarischen Veranstaltungen besuchte. Er war eben aus dem Militärdienst heimgekehrt, hatte das Gewand gewechselt, bummelte durch die Stadt und sann darüber nach, wie er den Rest des Tages hinbringen sollte. «Wenn es dir recht ist, begleite ich dich», hakte er ein. Ich nahm freudig an, ohne im entferntesten zu ahnen, wie schlimm die Sache für mich enden würde.

Rindlisbacher, wie er hieß, hatte wahrscheinlich eine durchzechte Nacht hinter sich. Er war müde, er gähnte, und schon unterwegs fielen ihm die Lider zu. Ich bestritt den zweiten Teil der Vorlesung. Rindlisbacher saß, von vorne gesehen, in der dritten Stuhlreihe links, in Reichweite der Tür. Während er meinem Kollegen noch mit gewaltsamer Anstrengung zugehört hatte, schwanden bei meinem Auftreten seine Kräfte in erschreckender Weise dahin. Schon nach wenigen Sätzen sank ihm der Kopf vornüber, und nach einigen weiteren Abschnitten, die ich mit Pathos, doch unter Herzklopfen vortrug, begann er mich mit dröhnendem Schnarchkonzert zu sekundieren. Ich



NACH DEM STEINZEIT-GASTMAHL

«Es isch prima gsii! Würded Si miner Frau s Rezäpt verrate?»

hielt betreten inne, und im selben Augenblick stellte auch Rindlisbacher sein Raffeln und Schnarzen ein. Peinliches Schweigen schwelte im Saal. Ich hob von neuem an, und im Nu setzte auch Rindlisbacher, der auf das Stichwort gewartet zu haben schien, seine Waldsäge wieder in Gang. Und so trieben wir dieses Spiel eine ganze Weile fort. Das

Auditorium steckte die Köpfe zusammen, der eine und andere erhob sich, und bald waren es einzelne Grüppchen, die sich entrüstet drückten. Endlich geriet ein Mitglied des Vorstandes auf den rettenden Gedanken, den Schläfer wachzurütteln, am Arm zu fassen und an die frische Luft zu befördern. Aber der Vorleseabend, der mit dem Auftakt durch

meinen berühmten Kollegen so verheißungsvoll begonnen hatte, war gründlich verdorben.

Rindlisbacher fuhr mit einem früheren Zuge nach Hause zurück. Doch wenn wir uns seither auf der Straße begegnen, zwinkern wir einander wie alte Verschwörer zu.

Bagatellen. Weiter nichts.